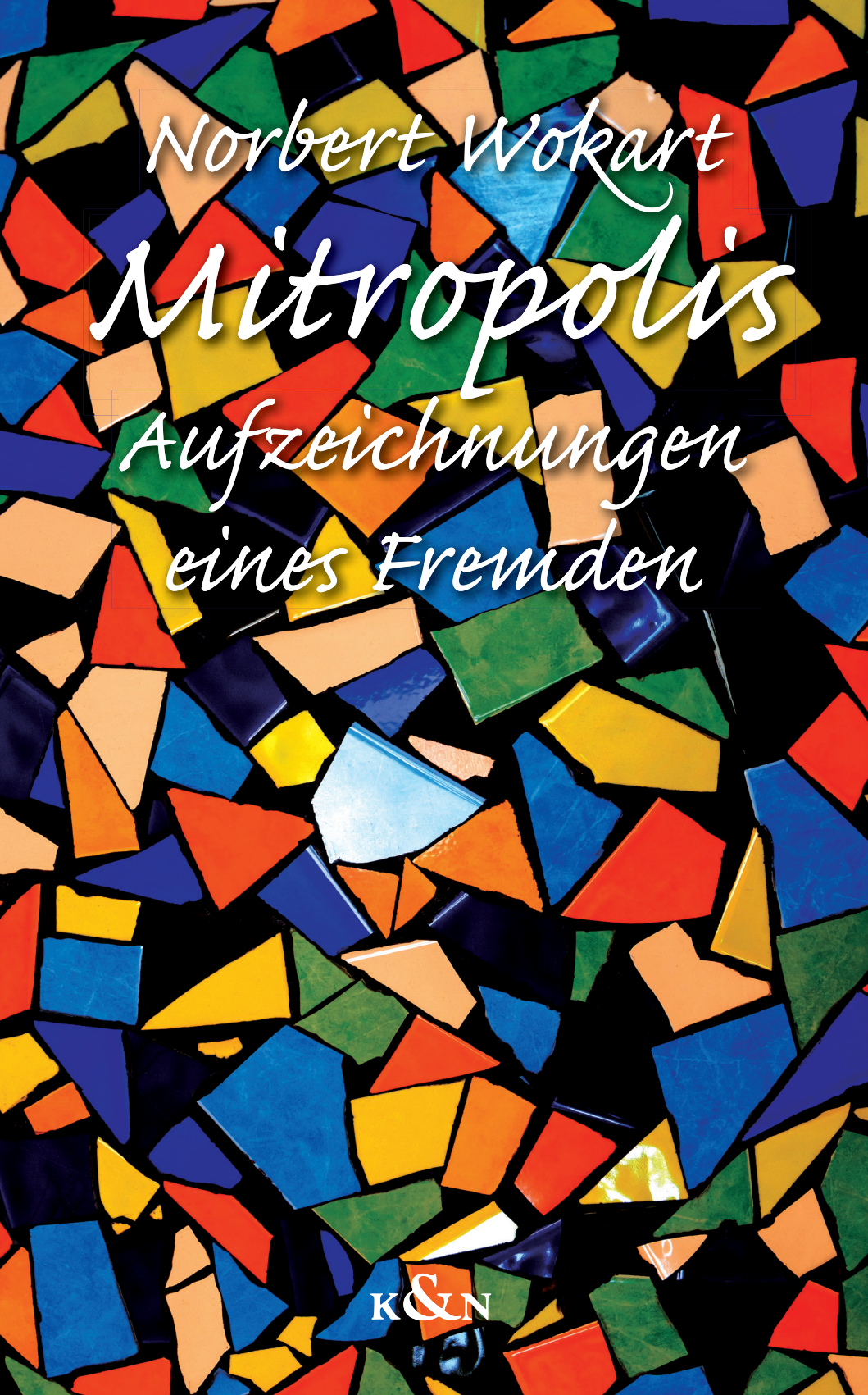

Norbert Wokart
Mitropolis
Aufzeichnungen eines Fremden
K&N

Norbert Wokart – Mitropolis

Norbert Wokart

Mitropolis
Aufzeichnungen eines Fremden

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Umschlag: skh-softics / coverart
Umschlagabbildung: Aowsakornprapat: Bunte Fliesen © envato.com
Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-8879-7
eISBN 978-3-8260-8880-3

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

„… als müssten wir uns begegnen auf der Schwelle des Fremden, dieser dunkeln und schwermütigen Grenze des Bewusstseins…“

Annemarie Schwarzenbach

Fremd in der großen Stadt

Nur mit gedämpften Geräuschen macht sich die große Stadt bemerkbar. Der Platz selber ist still, da weitgehend autofrei. Manchmal nur rauschen die Platanen im Wind, kläfft ein Hund, ruft ein Kind. Sonntags läuten die Glocken, zieht Weihrauchduft über den Platz. Aber den hört man nicht. Und den Bettler neben der Kirchentür, den hört man auch nicht. Er hält nur stumm die offene Hand den Menschen entgegen. Meistens bleibt sie leer.

Laut ist es hier nur am frühen Morgen. Da kommt noch bei Dunkelheit das Müllauto mit dem Arbeiter, der die Müllsäcke einsammelt und auf den Wagen wirft, wobei er laut vor sich hin pfeift. Er unterbricht sein Pfeifen nur, um die Frühaufsteher zu begrüßen. Er kennt sie alle, und alle kennen ihn. Dann fahren Lieferwagen vor, die den Nachschub für die Geschäfte und Lokale bringen. Autotüren werden zugeworfen, Stoßkarren rumpeln über das Pflaster, Zurufe erschallen, dann knallen wieder die Autotüren, und nach einer guten Stunde ist das Spektakel vorbei, und es ist wieder still.

Was hört man sonst noch? Manchmal spielen Musiker auf dem Platz. Sie spielen, was die Jugend gern und das Alter ungern hört. Jean Paul hatte es geahnt: „Wie die Tonkunst zunimmt, wird der Ekel an ewig wiederkommenden Wohllauten und der Überdruss an gewöhnlichen Auflösungen so reich gedeihen, dass man am Ende zu Misstönen greifen wird." O ja, dazu greifen sie und überdies auch noch häufig daneben. Ich bin für jeden dankbar, der nichts spendet, und mit Nichts dafür sorgt, dass die Künstler bald an Plätze weiterziehen, wo mehr Touristen mehr Umsatz versprechen.

Bin ich schon oder erst zwei Monate hier? Ich habe in kurzer Zeit die Orientierung verloren; denn die Uhren gehen hier anders als zu Hause. Hier macht die Zeit ganz ungewohnte Sprünge, geht mal schneller, mal langsamer, ohne dass ich ein System dahinter erkennen könnte. In diese fremde Ordnung muss ich mich erst

hineingewöhnen. Dafür muss ich mir etwas anderes abgewöhnen: Hektik ist hier keine Option. Je mehr man in sie verfällt, desto länger dauert, was man möglichst schnell erreichen will, und für diese Kunst der Verzögerung gibt es hier ein Zauberwort, nämlich „Sofort". Hört man dieses Wort, weiß man, es wird dauern.

Meine Wohnung besteht aus zwei Zimmern, einem Bad und einer kleinen Küche, die ich nur wenig nutze. Sie liegt im dritten Stock, nicht hoch genug, um das Café an der Ecke nicht zu riechen und nicht das nahe Restaurant mit seinen Grill- und Fischgerüchen. Das Haus ist hellhörig. Nachts höre ich die Schritte der heimkehrenden Mitbewohner auf der Treppe, auch mäßigen die Heimkehrer nicht ihre Stimmen, nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil es hier so üblich ist. Auch daran muss ich mich erst noch gewöhnen. Da ich jetzt im Sommer mit offenen Fenstern schlafe, werde ich manchmal jäh aus dem Schlaf gerissen, wenn einer mit dem Moped laut knatternd über den nächtlichen Platz brettert, weil ihm das ein Bedürfnis ist. Ich muss aufhören, mich darüber zu ärgern, die anderen tun es ja auch nicht.

Auf der anderen Seite des Flurs zur ruhigen, aber sonnigen und daher heißen Hofseite hin, wohnt meine Nachbarin Eleni, eine dürftige junge Frau, mit ihrer kleinen Tochter. Ob sie geschieden ist, oder ihr Mann, wenn es überhaupt je einen gegeben hat, schon verstorben ist, weiß ich nicht. Ich kenne aber ihre stets aufgeräumte propere Wohnung, da ich ihr hin und wieder bei Arbeiten, die sie überfordern, behilflich bin. Im Flur, in der Küche und im Wohnzimmer – das sind die Räume, die ich kenne – hängen überall Heiligenbilder an den Wänden. Selbstverständlich Maria, dann bekannte Heilige wie Nikolaus oder Antonius der Große, aber auch unbekanntere wie Mamas oder Nektarios von Ägina und wie sie alle heißen. Mich wundert diese Galerie von Heiligen, da ich Eleni noch nie in die Kirche gehen sah, wozu sie ja nur schräg über den Platz zu gehen hätte.

Ihre Tochter ist ein stilles verschüchtertes Ding und erinnert mich mit ihrem leichten Silberblick, der ihr sonderbarerweise einen eigentümlichen kindlichen Charme verleiht, an das grässlich schielende Mädchen auf dem Bild *La Leçon de guitare*. In Ermange-

lung eines wirklichen Vaters hat sie mich als eine Art Stiefvater adoptiert und sitzt häufig bei mir im Zimmer, wo ich ihr bei den Schularbeiten helfe, was wegen unserer Sprachprobleme manchmal in großem Gelächter endet. Sie ist nicht dumm, sogar von rascher Auffassung, und willig ist sie auch, hat aber in der Schule gewisse Schwierigkeiten, weil sie liebevoller Zuwendung bedarf, wenn sie Leistung zeigen soll, und da versagen wohl ihre Lehrer oder das ganze Schulsystem. Jedenfalls bedankte sich kürzlich ihre Mutter bei mir, weil ihre Tochter bessere Noten nach Hause bringe, seit ich sie unter meine pädagogischen Fittiche genommen habe.

Eleni hat große Achtung vor jeder Art Bildung, kann aber nicht begreifen, dass einer sein Geld mit Schreiben verdient. Ihr jedenfalls falle nie etwas ein, das andere interessieren könnte. Sie hatte sehr gelacht, als ich ihrer Tochter erklärte, da ich alle Texte zunächst mit der Hand schreibe, müsste ich, wenn man sich sämtliche Buchstaben, die ich im Leben niedergeschrieben habe, in die Länge gezogen und aneinandergereiht vorstelle, mit dieser Bleistiftlinie gewiss schon auf dem Mond angekommen sein.

Mir leuchtet ein, dass es in unserer Welt, so wie sie nun einmal eingerichtet ist, auch Schnaken, Schnecken, Grippeviren und sonstige lästige Zeitgenossen geben muss, aber lieben muss ich sie deswegen nicht. Also erwerbe ich in einem Laden um die Ecke hier gebräuchliche Mittel, um wenigstens den Schnaken in meiner Wohnung den Garaus zu machen. Aber all diese Mittel taugen nichts. Keines hat sein Versprechen gehalten und die Schnakenpopulation in meinem Schlafzimmer auch nur geringfügig vermindert.

Übrigens gibt es auch Menschen, die ich nicht mag, was mich selber erstaunt, da ich ein friedlicher und umgänglicher Zeitgenosse bin und mit den meisten Mitmenschen keine Probleme habe. Gründe für meine Abneigung kann ich allerdings keine nennen. Manchmal genügt eine unschöne Geste oder ein Näseln beim Sprechen, oder einer riecht nicht gut oder hält die Gabel falsch, Dinge also, die keine Abneigung begründen, aber eben doch hervorrufen können. Solchen Menschen gehe ich aus dem Weg,

grüße sie aber, wenn wir uns kennen, und sich unsere Wege kreuzen. Sie nicht zu grüßen, wäre zu viel der Ehre. In einer fremden Stadt ist dieses Problem geringer; denn da kennt man kaum jemand, und die man kennt, kennt man nur flüchtig und trifft sie selten. Da ist man manchmal sogar froh, wenn man ein bekanntes Gesicht vor sich sieht; denn das gibt einem das Gefühl, doch nicht ganz einsam zu sein. So gern ich nämlich allein bin, so wenig liebe ich die Einsamkeit.

Die belebe Geschäftsstraße nur einen Straßenzug weiter, in deren oberen Teil sich teure internationale Läden befinden, in denen Touristen aus den nahen Hotels einkaufen, wird, je weiter man sie hinuntergeht, immer bescheidener, schlichter und verläppert sich schließlich in schäbigem Ambiente. Doch erst in diesem Abschnitt wird sie interessant. Da gibt es, wenn man nicht blicklos vorübergeht, verborgene Schönheiten zu entdecken, Antiquitätengeschäfte zum Beispiel, nicht die luxuriösen mit den antiken Möbeln und dem edlen Silber, sondern Kramläden, die aber voller Geheimnisse und Überraschungen stecken. Auf dem Trottoir davor stehen alte Kinderwagen, kitschige Bilder in beeindruckenden pseudobarocken Rahmen oder aussortierte Küchengeräte, von denen man manchmal nicht weiß, wozu sie gedient haben könnten. Im Innern überwiegt eine Art buntes Braun in allen möglichen Abschattungen, überzogen mit dem ausgleichenden Staub gleichmütiger Jahrzehnte, und ganz hinten sitzt, fast höhlenartig verborgen, der Hüter dieser Schätze, die man sich alle leisten könnte, mit denen man aber nichts anfangen kann, zumal man nicht den Platz hat, so viel wundersames Gerümpel bei sich aufzustellen oder aufzuhängen. Doch hin und wieder kauf ich dennoch eine Kleinigkeit, weniger um dem Geschäftsinhaber eine Freude zu machen, der das Geld sowieso nur ohne erkennbare Regung entgegennimmt, als vielmehr, um mir das Gefühl zu verschaffen, über diese Schätze mitzuverfügen, die einer Vergangenheit angehören, der man vielleicht nachweinen mag, die man sich aber dennoch nicht als Gegenwart herbeiwünscht.

Am Interessantesten sind für mich aber die antiquarischen Bücher, die dort ohne sichtbare Ordnung ein stilles Dasein fristen,

und deren ramponiertes Äußeres Rückschlüsse auf ihr bewegtes Bücherleben zulässt. Die meisten sind unbedeutende Werke von unbekannten Autoren in allen europäischen Sprachen, bei denen ich mich wundere, wie ein Verlag solches Zeug überhaupt drucken wollte, doch man findet dazwischen auch Raritäten und echte Kostbarkeiten, die dennoch wenig kosten, weil sie hier selten Liebhaber finden. Es ist eine meiner großen Freuden, zwischen ihnen ungestört herumzustöbern und zu finden, was ich nicht suchte.

Mein Onkel Eduard, der älteste Bruder meines Vaters, lebte ganz allein in einer großzügigen Villa. Ganz allein ist nicht ganz richtig, da er nach dem frühen Tod seiner Frau, an die ich mich nur noch vage erinnern kann, eine Haushälterin angestellt hatte, die sich um alles kümmerte, außer um seine Bibliothek. Diese Bibliothek war für eine Privatbibliothek ungewöhnlich groß. Sie beanspruchte nicht nur den großen Saal im ersten Stock, der früheren Bewohnern als Speisesaal gedient haben mochte, sie hatte auch mehrere kleinere Räume mit ihren Büchern überwuchert. Verschiebbare Leitern ermöglichten es, auch die oberen Regale zu erreichen, und einige planlos verteilte Sessel luden zum Lesen ein, obwohl niemand da war, der sie hätte benutzen können. In der Mitte des großen Saals stand ein massiver Schreibtisch, an dem mein Onkel mit hochgeschobener Brille saß und las oder schrieb. Was er schrieb, erfuhr ich nicht, da er nie darüber sprach, ebenso wenig, wovon er lebte; denn er ging keiner geregelten Arbeit nach, da er seine Tage an diesem Schreibtisch verbrachte.

So heilig diese Bibliothek ihm auch war, als Kind durfte ich sie ohne jede Einschränkung benutzen, unter der Voraussetzung, dass ich jedes Buch nach dem Lesen wieder an seinen ihm zukommenden Platz zurückstellte. Ich las nie in einem der bereitgestellten Sessel, sondern saß auf einer der Leitern, und fragte von der Höhe herab meinen Onkel nach allem, was mich interessierte, ich aber nicht verstand, und er beantwortete geduldig meine Fragen, obwohl er sonst nicht bei seiner Arbeit – ich nenne seine Tätigkeit einmal so – gestört werden wollte. Ich erinnere mich, dass ich zunächst Reiseberichte aus fernen Ländern und Meeren las, wobei

ich mich in die Abenteurer versetzte, die diese wirklichen oder fantastischen Geschichten erlebt oder erfunden hatten, und diese Lektüre fesselte mich so, dass ich beschloss, später ein Reisender zu werden. Nach einiger Zeit ging ich zu medizinischen Fachbüchern über, wobei mich nicht die Texte, sondern die Abbildungen faszinierten, die Blicke ins Innere des Menschen erlaubten, wobei mich immer schauderte, wenn ich mir vorstellte, dass es auch in mir so aussehen sollte. Im Nachhinein wurde mir allerdings bewusst, dass ich auch Bilder für medizinische Illustrationen ansah, die eindeutig dem Genre erotischer Bücher zuzuordnen waren. Jedenfalls beschloss ich in dieser Phase, Mediziner zu werden. Wiederum später begeisterte ich mich für Bücher, die von Prinzipien und Kategorien handelten, wovon ich nicht das Geringste verstand, und die mir auch mein Onkel nicht immer befriedigend erklären konnte, was mir erst recht die Idee eingab, später den Beruf eines Philosophen zu ergreifen. Diese Phase hielt an, bis ich die Dichtung entdeckte, die mir nun als möglicher Beruf erstrebenswert erschien. Schließlich wurde ich alles, außer Mediziner.

Mein Onkel starb hochbetagt an seinem Schreibtisch mit hochgeschobener Brille und einem Bleistift in der verkrampften Hand. Als man seine Hinterlassenschaft sichtete, zeigte sich, dass er eine ganze Reihe Bücher über verschiedene Themen geschrieben hatte, die er aber nie hatte drucken lassen. Offenbar verlor er das Interesse an ihnen, wenn sie in seinen Augen fertig waren. Die Familie bemühte sich, die Bücher wenigstens nach seinem Tod zu veröffentlichen, doch es fand sich kein Verlag, der sie drucken wollte, und so hatte die lebenslange Arbeit meines Onkels keine andere Wirkung, als vergessen zu werden. Meine ältere Schwester zog mit Mann und Maus – wenn ich ihre drei Kinder einmal so nennen darf – in die Villa unseres Onkels, löste seine Bibliothek, für die sie keine Verwendung hatte, nach und nach auf, und so beherbergt sein ehemaliges Haus nur noch seine nie gedruckten Bücher.

Ich sitze unter den Platanen vor dem Café an der Ecke, das stärker als meine Wohnung mein hiesiger Lebensmittelpunkt geworden ist. Nachdem ich meine Bestellung aufgeben hatte, fiel mir ein kurzer Satz von Novalis ein: „Die Kürze des Ausdrucks ist doch wohl